

HANNA SCHOTT

Von Liebe und Widerstand

DAS LEBEN VON MAGDA & ANDRÉ TROCMÉ

n[®]

NEUFELD VERLAG

Nicht ein einziger Jude, der [in die Gegend von Le Chambon-sur-Lignon] kam, wurde abgewiesen oder verraten. Doch es dauerte noch Jahrzehnte, bis die Dorfbewohner von dem erzählten, was sie getan hatten – und auch dann taten sie es nur widerstrebend.

»Warum nennt ihr uns ›gut‹?«, fragten sie. »Wir haben das getan, was getan werden musste.«

*Präsident Barack Obama am Yom Hashoah, dem
Holocaust Remembrance Day, am 23. April 2009*

Und doch waren wir glücklich. Zum ersten und zum letzten Mal in unserem Leben waren wir in diesen Jahren in Le Chambon wirklich glücklich, trotz des Krieges.

André Trocmé, Mémoires

Inhalt

1	Gefunden (<i>New York 1926</i>)	9
<i>Magda</i>		
2	Männerwelten, Frauenwelten (<i>Florenz und Rom 1901–1909</i>)	16
3	Angst (<i>Florenz 1910–1911</i>)	24
4	Dazugehören (<i>Florenz 1911–1918</i>)	31
5	Aufbruch (<i>Florenz 1918 – New York 1925</i>)	40
<i>André</i>		
6	Geboren werden (<i>Saint-Quentin 1901–1910</i>)	49
7	Grenzen (<i>Saint-Quentin 1911–1914</i>)	57
8	Wachgerüttelt (<i>Saint-Quentin 1914–1917</i>)	64
9	Berufung und Versuchung (<i>Brüssel 1917 – New York 1925</i>)	73
<i>Magda und André</i>		
10	Weichenstellung (<i>New York 1926</i>)	83
11	Hochzeit und Reise (<i>Saint-Quentin 1926 – Florenz 1926</i>)	93

12	Im Revier (<i>Maubeuge 1927 – Sin-le-Noble 1933</i>)	99
13	Aufs Land (<i>Sin-le-Noble 1933 – Le Chambon-sur-Lignon 1934</i>)	110
14	Hugenotten (<i>Le Chambon 1934</i>)	121
15	Eine Schule (<i>Le Chambon 1935–1938</i>)	130
16	Die Aufgabe (<i>Le Chambon 1939–1940</i>)	139
17	Die Waffen des Geistes (<i>Le Chambon 1940</i>)	149
18	Das Dorf auf dem Berge (<i>Le Chambon 1939–1940</i>)	157
19	Ungehorsam (<i>Le Chambon 1940–1941</i>)	165
20	Hoher Besuch (<i>Le Chambon 1942</i>)	177
21	Abschied (<i>Le Chambon 1943</i>)	186
22	Aufrecht (<i>Saint-Paul d'Eyjeaux 1943 – Le Chambon 1944</i>)	195
23	Frei (<i>Le Chambon 1944</i>)	206
24	Weitwinkel (<i>San Francisco bis Hanoi 1945–1996</i>)	217
	<i>Was wurde aus ...?</i>	231
	<i>Dank und Quellen</i>	235

Gefunden

NEW YORK 1926

Er war groß, und mit seinen langen Beinen machte er so große Schritte, dass er nach einigen Metern schon wieder vor ihr her ging, statt neben ihr zu gehen. Dabei war es der erste Spaziergang, den er je mit einer Frau machte, und er wünschte sich nichts mehr, als ihr nah zu sein.

»Sie ist es! Sie ist es!« Kein Hauch eines Zweifels mehr. Nichts als Jubel. Vierzig Jahre später hielt er schriftlich fest, was er an diesem Abend empfand. »Sie gehört zu mir und ich zu ihr!«

Sie gingen die Amsterdam Avenue im Nordwesten Manhattans entlang. Beide fühlten sie sich immer noch neu und fremd in dieser riesigen Stadt, dabei lebten sie nun schon Monate in New York, er als Theologiestudent, sie als angehende Sozialarbeiterin. Das Studienjahr würde bald vorbei sein, aber erst jetzt, vor ein paar Tagen, hatten sie bei einer gemeinsamen Exkursion die ersten Worte gewechselt. Sie waren mit dem Zug nach Washington gefahren und hatten dies und jenes besichtigt. Die National Cathedral, den Militärfriedhof von Arlington, das Landhaus von George Washington – sie hatten alles für Touristen Wichtige gesehen und langen Erklärungen

gelauscht. Doch zumindest er hatte das alles nur als Kulisse wahrgenommen. Wirklich gesehen hatte er nur *sie*, im einen Moment fasziniert, im anderen schockiert. Sie war schön. Aber sie rauchte, und er konnte rauchende Frauen nicht ausstehen. Sie war Italienerin und sprach Englisch wie Französisch mit einem herben italienischen Akzent. Sie hatte lebhaftere, intelligente Augen. Aber sie schien voller Unruhe zu sein, innerlich immer auf dem Sprung.

Seine Beobachtungen hatten ihn so aufgewühlt, dass er, ohne den Mitreisenden ein Wort zu sagen, vorzeitig nach New York zurückgefahren war. In einer schlaflosen Nacht hatte er sich wieder und wieder dieselben Fragen gestellt: Passt diese Frau zu dem Leben, das ich führen will? Kann man wie Gandhi leben und gleichzeitig verheiratet sein? Kann man sich überhaupt als Familie einem Leben in Armut verschreiben? Und die Weltreise nach dem New-York-Jahr? Der Besuch bei Tagore? – Egal, darauf würde er einfach verzichten. Doch wenn er eines Tages in Frankreich reformierter Pfarrer sein würde... Könnte Magda die klassische Pfarrfrau abgeben? Schwer vorstellbar. Erstaunlicherweise schien sie ja Italienerin und trotzdem evangelisch zu sein. Nach dem zu urteilen, was sie in Washington geäußert hatte, bewegte sie sich allerdings eher am Rande des christlichen Glaubens. »Ich ziehe es vor, meinen Glauben nicht zu definieren«, hatte sie gesagt, und dann hatte sie sich sehr kritisch zur Kirche geäußert.

Aber jetzt, hier, auf der Amsterdam Avenue plötzlich dieses Emmaus-Gefühl. So nannte er es später in seinen »Erinnerungen«. Da war sie, diese überwältigende, alle Zweifel beiseite schiebende Gewissheit: Ich habe das gefunden, wonach ich schon immer gesucht habe!

Heute nun war André zum International House gegangen, in dem Magda wohnte. Er hatte ein Treffen der »Washington-Freunde« angeregt (ausgerechnet er, der überstürzt abgereist war!), ein gemeinsames Abendessen. Doch als er im Foyer des Studentenwohnheims stand, ließen sich alle entschuldigen.

Der Schweizer Mitreisende war verhindert, der russische Student krank, und auch Magdas Freundin, mit der sie im Zug nach Washington so hemmungslos laut gelacht und ungeniert geraucht hatte, ließ sich entschuldigen. Im Foyer standen nur sie zwei: Magda und André.

»Ja, dann, Mademoiselle...«, sagt er und schaute von oben mehr auf den Scheitel ihrer schwarzen Haare als in ihr Gesicht. Ein plötzlicher Fluchtimpuls ergriff ihn. »Bis ein andermal«, wollte er gerade sagen, doch sie kam ihm zuvor.

»Dann besuchen wir eben Skitzky«, sagte sie, zum Aufbruch bereit. Skitzky war der kranke russische Student.

Sie besuchten den Kranken, genauer: Magda nahm Anteil am Ergehen des Patienten, redete, lachte, diskutierte. Wie schon in Washington ging es um Gott und die Welt, das große Ganze, Entwicklungen in Amerika und Europa, das Leben, das sie führten, und das Leben, das sie führen sollten und wollten. André sagte auch ein paar Sätze, aber vor allem beobachtete er Magda. Dann standen sie wieder auf der Straße und gingen parallel zum Hudson in Richtung International House.

»Sobald wir zusammen waren, überwältigte mich ein Gefühl der Nähe, fast könnte man sagen: der Identität«, schrieb er später. »Doch plötzlich ergriff mich Panik. Wenn ich so weitermache, sagte ich mir, werde ich ihr gleich meine Liebe gestehen. Ich werde es nicht schaffen, es nicht zu tun. Dabei bin ich nicht bereit. Ich habe noch nicht genug nachgedacht. Ich will mich nicht binden.«

Er blieb stehen. »Es tut mir leid, Mademoiselle«, sagte er leise, »aber ich glaube, es ist besser, wenn ich Sie niemals wiedersehe. Entschuldigen Sie mich.« Nicht einmal zu einem Händedruck blieb er noch stehen. Einige große Schritte, und er war verschwunden.

»Ich habe kein Wort von seinem französischen Gemurmel verstanden«, gestand sie später.

Er hatte sein Studentenzimmer noch nicht erreicht, als er sich von einem Gefühl der Zerrissenheit und der Verzweiflung überwältigt fühlte. Er stürmte in sein Zimmer, setzte sich aufrecht hin, versuchte einen klaren Gedanken zu fassen, sich zu konzentrieren, zu beten. Das Gesicht seines Vaters tauchte vor ihm auf. Wie sollte er ihm je erklären, dass er diese keinesfalls lupenrein protestantische Italienerin heiraten wollte? Geschichten, die man zu Hause bei Tisch erzählte, fielen ihm ein. Von Pfarrern, die ihren Dienst durch die Wahl der falschen Frau ruiniert und ihre Berufung zunichte gemacht hatten. Aber diese Italienerin ... War sie nicht unglaublich idealistisch, hilfsbereit, großzügig ...?

Und ich lasse sie allein im Dunkeln zum International House laufen!, durchfuhr es ihn. Ich ungehobelter Trottel!

Er sprang auf und lief Richtung Hudson. Natürlich war weit und breit keine Spur mehr von Magda. Sicher war sie längst zu Hause. Im großen Saal des International House brannten die Lichter. Freitagabends wurde hier getanzt.

»I want to see Miss Grilli«, sagte er der Dame, die neben dem Aufzug saß und darüber wachte, dass kein männliches Wesen das Stockwerk mit den Mädchenschlafsälen erreichte.

»It is impossible, Sir. You know the rules.«

Er wandte sich um und stand Elizabeth gegenüber, der meistumschwärmten Studentin des Hauses. Sie musterte ihn streng.

»Sie sind es also«, sagte sie knapp.

»Ja. – Aber wo ist Miss Grilli? Ist sie zurückgekommen?«

»Natürlich ist sie zurückgekommen. Aber in Tränen aufgelöst. Was haben Sie ihr getan?«

»Könnten Sie sie vielleicht bitten, herunterzukommen?«

Und dann stand Magda vor ihm.

»Sie haben also an mich gedacht?«, fragte André vorsichtig. Sie nickte stumm.

»Ich muss noch nachdenken«, sagte er. »In ein paar Tagen würde ich Sie gern wiedersehen.«

Er setzte sich eine Frist von zwei Tagen. Bis Sonntagabend wollte er in seinem Kopf und in seinem Herzen Ordnung geschaffen haben. Er schloss sich in sein Zimmer ein, nahm ein weißes Blatt Papier, teilte es durch einen Strich in eine rechte und eine linke Hälfte, schrieb »Pro« und »Kontra« über die Spalten, versuchte vergeblich zu beten, ließ es dann sein und füllte die Pro-Spalte in einem Rutsch von oben bis unten.

Am Sonntag, dem 18. April 1926, gleich nach dem Gottesdienst rannte er die Außentreppe zum International House hinauf.

»Was ist los, Troc? Du siehst so zufrieden aus!«, rief ein Student ihm zu.

»Allerdings!«, gab er lachend zurück. »Ich werde mich gleich verloben!«

Keine Sekunde kam ihm der Gedanke, dass die Frau, für die er sich entschieden hatte, etwas anderes als Ja sagen könnte.

Mademoiselle Grilli di Cortona hatte ihn erwartet. Das klassische Kostüm ließ sie noch schmaler wirken als sonst. Sie zog einen hellen Kamelhaarmantel darüber und setzte einen Filzhut auf, der den Kopf wie eine runde Kappe umschloss. Ganz ruhig waren ihre Hände nicht – die große Nadel, die ihren Haarknoten befestigen sollte, stach durch den Filz. Sie lächelte und zuckte dann kurz mit den Schultern. Sie war bereit. Schweigend verließen die beiden das Haus. Schweigend gingen sie zur 125. Straße hinunter. Schweigend setzten sie sich nebeneinander auf eine Bank der Fähre und beobachteten, wie sie dem jenseitigen, schon zu New Jersey gehörigen Ufer näher kamen. Dort, wo heute Hochhäuser auf den Hudson blicken, fanden sie zwischen hohem Gras und struppigen Sträuchern auf einem Felsen ein stilles Plätzchen.

»Wollen Sie meine Frau werden?«, fragte André. »Ich werde protestantischer Pfarrer sein, und ich möchte ein Leben in Armut führen. Ich bin Kriegsdienstverweigerer, und das kann mich ins Gefängnis und in alle möglichen Schwierigkeiten bringen.«

Es war der Tag, an dem sie sich zum dritten Mal sahen.

Sie sagte nicht Ja. Sie sagte auch nicht Nein. Sie begann mit einer Aufzählung aller Dinge, die gegen ihre Verbindung sprachen. Es war eine lange Liste. Sie begann mit schweren Kindheitserfahrungen und endete mit einem Hinweis auf ihre schwache Gesundheit und auf ein unerklärliches Fieber, das sie jeden Abend heimsuche. Als sie mit ihrer Aufzählung fertig war, schwieg sie kurz. Dann sagte sie: »Wenn Sie Ihren Antrag dennoch aufrecht erhalten möchten, werden wir das Weitere sehen.«

Ich dachte, dass sie stark ist, ging es ihm durch den Kopf, aber sie ist schwach. Ich wollte mich auf sie stützen, aber sie wird sich auf mich stützen müssen. Werde ich je genug Stärke für zwei Menschen besitzen?

Aber da saß sie, ehrlich, ernsthaft, schwach, die Frau, die er liebte.

Ja, das ist es, was ich möchte, dachte Magda. Leben und arbeiten mit diesem Mann.

»Et voilà«, notierte sie in ihren Erinnerungen, »von diesem Tag an betrachteten wir uns als verlobt.«

Die Neuigkeit machte die Runde, und im Union Seminary, dem theologischen Seminar, an dem André studierte, wurde gut gelaunt gefeiert. Seiner Familie machte André monatelang keine Mitteilung. So lange, dass Magda glaubte, er stehe nicht zu ihrer Verbindung. Da setzte er sich hin und schrieb seinem Vater einen Brief mit drei Punkten: 1. sei er verlobt, 2. beabsichtige er, in den USA zu heiraten, 3. habe das Paar vor, nach Frankreich zurückzureisen, allerdings auf dem Weg über Indien, und da das Geld für eine solche Weltreise sicher nicht reichen werde, wolle man auf dem Schiff eine Arbeit annehmen.

Die Antwort kam prompt: Frankreich fehle es nicht an Weltenbummlern, Frankreich fehle es an protestantischen Pfarrern, die ihrem Auftrag und ihrer Pflicht nachkämen.

Dass der einundachtzigjährige Monsieur Trocmé glaubte, sein Sohn habe seine »Maitresse« geschwängert und müsse jetzt eilends in den USA heiraten, erfuhr André erst später.

dann fehlte mir noch eine zweite Fremdsprache als Prüfungsfach im Abitur. Magda beschloss, dass ich Italienisch lernen müsste. Was sollte ich tun? Ich wurde ihr Schüler. Ihre nicht gerade antiautoritäre Pädagogik habe ich bis heute nicht vergessen, aber auch nicht ihre Erläuterungen zu den Gedichten von Leopardi und den Komödien von Goldoni.«

Muss ein junger polnischer Jude, dessen Leben durch Rassismus bedroht ist, wissen, wer Leopardi und Goldoni waren? Und sollte er seine Zeit wirklich mit der Interpretation ihrer Werke verbringen?

Die Lehrer der École Cévenol meinten: Ja, das sollte er. Denn während im Nachbarland die Kinder mit Schlagwörtern wie »Kampf«, »Sturm«, »Entbehrung« und »Härte« schon ab dem Alter von zehn Jahren als »Jungvolk« und »Jungmädels« geimpft und für einen Krieg mental und körperlich wehrtüchtig gemacht werden sollten, wollten die Lehrer von Le Chambon ihre Schützlinge zum Frieden und für Friedenszeiten erziehen. Nun kann man Frieden aber nicht lehren wie Lateinvokabeln, und auch Versöhnung lässt sich schlecht zu einem Unterrichtsfach mit Klassenarbeiten und Noten machen. Aber Rilke, Fräulein Höfters Lieblingsdichter, der zu Hause neuerdings als »parfümierter Schreiberling undeutscher Machwerke« galt, war dazu geeignet, nicht nur unbekannte deutsche Vokabeln einzuführen, sondern auch ein Sensorium für den Wert des Lebens zu wecken, die Bedeutung des einzelnen Augenblicks, die Schönheit eines Details. Lauter Dinge, die nur in Friedenszeiten erlebt und genossen werden können.

*Ich finde dich in allen diesen Dingen,
denen ich gut und wie ein Bruder bin;
als Samen sonnst du dich in den geringen
und in den großen gibst du groß dich hin.*

Die Aufgabe

LE CHAMBON 1939–1940

Es war ein kalter Winterabend. Magda schürte das Feuer im Ofen. Durch das Küchenfenster sah sie, dass neuer Schnee gefallen war. André war dort draußen unterwegs. Die Kinder lagen schon im Bett. Da schellte es an der Tür.

So könnte eine Legende beginnen. Und tatsächlich ist das, was bis heute den Ruhm von Le Chambon und den Ruhm von Magda und André Trocmé begründet, legendär geworden. Besonders der Abend, mit dem alles begann, trägt nahezu märchenhafte Züge. Aber so war es nun mal: Eines kalten Winterabends schellte es an der Tür des Pfarrhauses. Magda öffnete. Draußen, vom Licht, das aus der Tür auf die Straße fiel, nur schwach beleuchtet, stand eine Frau, zitternd vor Kälte, viel zu leicht bekleidet für dieses Wetter. An den Füßen Sandalen, die im Schnee versanken.

»Kommen Sie herein«, sagte Magda und hörte schon beim »Merci, Madame«, dass die Frau mit deutschem Akzent sprach.

»Setzen Sie sich. – Haben Sie Hunger?«

Die Frau ließ sich auf einen Stuhl am großen Tisch in der Wohnküche fallen. Magda wärmte Reste des Abendessens, nahm die nassen Sandalen, stellte sie dicht ans Feuer und ging

dann in die obere Etage, um ein Bett für die Nacht vorzubereiten. Heute Abend würde die Frau ja wohl kaum weiterziehen.

Als sie zurück in die Küche kam, roch es scharf nach Verbranntem. Mit der Feuerzange zog Magda die verschmorten Sandalen aus der Glut. Die erschöpfte Frau hatte gar nicht bemerkt, dass sie hineingerutscht waren.

Sie war Jüdin und schon seit Wochen in Frankreich unterwegs, mal hier, mal dort, immer auf der Suche nach einem sicheren Ort. Irgendjemand hatte ihr von Le Chambon erzählt und dass es dort einen Pfarrer gebe, den man sicher um Hilfe bitte könne. Nun saß sie hier.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, sagte Magda. »Ideal für dieses Wetter waren sie ja ohnehin nicht. Morgen besorge ich ihnen neue Schuhe.«

In Le Chambon ein paar Schuhe in einer gängigen Größe zu finden, das konnte nicht allzu schwierig sein. Am nächsten Morgen machte sich Magda auf den Weg. Seit Kriegsbeginn war zwar alles rationiert worden, auch Schuhe – ein Paar pro Jahr und Einwohner –, ein neues Paar konnte sie also nicht kaufen. Aber natürlich würde sich im Schuhschrank irgendeiner Familie noch ein Paar finden, das keiner mehr trug. Und so war es auch: Eine junge Frau hatte noch Schuhe übrig, die der Fremden einigermaßen passten. Dennoch wurde diese Suche nach einem Paar Schuhe für Magda zu einem Schlüsselerlebnis. Sie machte ihr klar, wie sehr sich Frankreich im letzten halben Jahr verändert hatte. Und was sich von nun an in ihrem Leben und im Leben des Dorfes verändern würde. Verändern musste.

Am 14. Juni 1940, waren deutsche Truppen in Paris einmarschiert. Zwei Tage später war der Westfeldzug beendet, und ein Waffenstillstand wurde unterzeichnet. Dazu holte man eigens jenen berühmten Eisenbahnwaggon aus dem Museum, in dem die Deutschen 1918 ihre Niederlage eingestanden hatten. An historischer Stätte, nicht weit von Andrés Heimatort, im Wald

von Compiègne stellte man den Salonwagen wieder auf die Gleise. Damals hatten die Deutschen aufgeben müssen. Jetzt waren es die Franzosen. Das wollte man ihnen doch gern an genau diesem Ort klarmachen. Der Waffenstillstand kam einer Kapitulation Frankreichs gleich. Das Land wurde in zwei Teile geteilt: Der Norden und Westen, etwa sechzig Prozent der Fläche, standen fortan unter deutscher Besatzung. Der Süden, die sogenannte freie Zone, verlor seine Souveränität, blieb aber unter französischer Verwaltung. Vichy, ein Kurort in der Auvergne, wurde zum neuen Regierungssitz. Dort durfte der 84-jährige Marschall Pétain nun als Staatschef von deutschen Gnaden herrschen. Le Chambon lag zweihundert Kilometer südlich von Vichy und gehörte somit zur »freien Zone«. Aber was hieß schon »frei«? Für ganz Frankreich, nicht nur für die besetzte Zone galt seit Oktober: Alle Juden waren den deutschen Behörden auszuliefern. Alle. Franzosen, geflohene Deutsche, Österreicher, Polen..., egal, wer, egal, an welchem Ort. Dennoch flohen viele Juden in den Süden. Hier war man nicht so unmittelbar im Einflussbereich der Deutschen. Hier musste es doch besser sein.

Magda lief durchs Dorf. Sie lief oft durchs Dorf, eine Gewohnheit, die viele Chambonnais an ihr schätzten. Magda war immer da, immer ansprechbar, hielt ein Schwätzchen auf dem Markt, wusste einen Rat, fand praktische Lösungen. Sie sprach mit ihrer unverwechselbar rauhen Stimme, oft laut, immer schnell, und auch nach den vielen Jahren in Frankreich mit einem Akzent, der ihre italienische Heimat sofort verriet. Den einen oder anderen störte es, dass sie oft sehr direkt war, sich nicht lange mit höflichen Floskeln aufhielt, sondern unumwunden sagte, was sie gerade dachte. Andere fanden es gut, dass man immer wusste, woran man bei ihr war. Jetzt also war Magda mal wieder in einer wohltätigen Mission unterwegs, einer Jüdin zuliebe, deren Schuhe zu nah am Feuer gestanden hatten. Und wo sie schon mal unterwegs war, fragte sie gleich, ob nicht jemand den unerwarteten Gast für eine Weile

aufnehmen könne. Im Pfarrhaus selbst war das nicht möglich. Um Andrés mageres Gehalt aufzustocken, hatten die Trocmés bereits zwei Räume für Schülerinnen frei gemacht, die in der Familie Kost und Logis bekamen. Und auch angesichts der Lebensmittelrationierung konnten sie nur ein oder zwei Tage einen weiteren Esser am Tisch haben, länger nicht. Auf einem Bauernhof wäre das sicher etwas anderes.

»Also bin ich in aller Unschuld zum Rathaus gegangen und habe dem Stellvertreter des Bürgermeisters – Monsieur Guillon war gerade nicht im Ort – meine Geschichte erzählt«, erinnerte sich Magda später. »Ich dachte, dass er mir helfen könnte. Stattdessen fing er an sich aufzuregen: Das sei ganz unmöglich, es gebe ja schon genug französische Juden, und ich bräuchte wirklich nicht noch mit deutschen Juden anzukommen, das ganze Dorf geriete in Gefahr. Er wollte, dass ich diese Frau wegschicke. Stellt euch vor: wegschicken! Wohin denn? Ich war verzweifelt.

Ich bin also weitergezogen, zu einer gewichtigen Persönlichkeit, Stil ›Pariser Synagoge‹. Sie war in Le Chambon, weil die Städte für Juden zu gefährlich geworden waren. Ich habe ihr erklärt, dass ich eine Jüdin im Haus hätte, nicht wüsste, wo sie bleiben könnte, und ihre Hilfe erwartete. Und genau wie bei Monsieur Guillon bekam ich nicht nur eine Abfuhr, sondern musste mir eine Standpauke anhören: Der Zustrom ausländischer Juden bringe nur die französischen Juden in Gefahr!

Ich war völlig entmutigt. Wir mussten uns etwas einfallen lassen. Und so sind wir schließlich im Untergrund gelandet, bei falschen Papieren, falschen Fotos, falschen Namen... bei Lügen.«

Den Ort finden, an den man gehört. Das tun, was notwendig und richtig ist. Für Magda war die Sache klar: Das Pfarrhaus und die Schule waren genau die Orte, an denen sie richtig war. Jetzt, seit Beginn des Krieges, noch mehr als zuvor. André dagegen überkamen Zweifel, dass er in Le Chambon bleiben könne und bleiben solle. In den ersten Kriegstagen rechnete er damit,

eingezogen zu werden. In dieser Situation den Dienst mit der Waffe zu verweigern, wäre etwas anderes als damals in Marokko. Da war Frankreich nicht akut bedroht – jetzt dagegen würde seine Entscheidung sicher auf eine extrem harte Probe gestellt werden. Bald jedoch erfuhr er, dass verheirateten Männern, die eingezogen werden sollten, pro Kind zwei Lebensjahre dazugerechnet wurden. Er war auf dem Papier also plötzlich acht Jahre älter – und damit zu alt für den regulären Militärdienst. Sein Kollege Edouard Theis, Vater von acht Töchtern, alterte auf diese Weise sogar um sechzehn Jahre. Sie würden also beide, wenn nichts Außergewöhnliches geschah, von einem Einsatz an der Front verschont bleiben. Aber hieß das zugleich, dass ihr Platz auch während des Krieges in Le Chambon sein sollte?

André quälte sich mit dieser Frage, mal allein in seinem Arbeitszimmer, mal am freien »Pfarrermontag« bei langen Spaziergängen mit Magda, möglichst weit weg von Le Chambon, wo sie niemals in Ruhe miteinander reden konnten. Er hatte versprochen, nichts ohne sie zu entscheiden. Ein halbes Jahr fühlte er sich innerlich zerrissen, entwickelt er Pläne und musste dann erleben, dass seine Initiativen ins Leere gingen.

Schon am 5. September 1939 hatte er eine Art Rechenschaftsbericht geschrieben, zunächst einmal für sich selbst. »Eine Klarstellung meiner Haltung in der Zeit des Krieges« stand über dem Papier. Dabei hatte der Krieg Frankreich noch gar nicht erreicht, aber André machte sich keine Illusionen.



Verschlaufpause – die Ehepaare Trocmé und Theis (1940)

Bild: © United States Holocaust Memorial Museum, courtesy of Nelly Trocmé Hewett

Auf mehreren Seiten fasste er sein bisheriges Leben zusammen und verdeutlichte, wie sein Aufwachsen zwischen zwei Ländern und Kulturen, nah an den größten Schlachten des Weltkriegs, zu seiner pazifistischen Haltung geführt hatte.

»Ich habe meinem Vaterland, so gut ich es vermochte, als Erzieher der Jugend gedient, zuerst der Arbeiterjugend, dann der Landjugend. Und auch heute bin ich bereit, meinem Vaterland mit all meinen Kräften zu dienen – solange es von mir nicht verlangt, was Gott mir verbietet: an einem Krieg mitzuwirken.«

Mitten in seinen Aufzeichnungen sah er weit hinaus, als wäre sein Blick aus dem Arbeitszimmerfenster nicht von den Erhebungen auf der anderen Seite des Lignon verstellt, sondern könne weit über den Horizont schweifen: »Ich glaube, dass manchen Menschen ein besonderes Schicksal zudedacht ist. Ihr Leben ist so vorgezeichnet, ganz unabhängig von dem, was sie selbst möchten. (Man sucht sich nicht seine Mutter aus.) Sie müssen sich diesem Schicksal bis an sein Ende stellen – und dabei versuchen, sich dem göttlichen Willen freudig zu unterwerfen.«

Doch was hieß das konkret für ihn selbst, für seine Pfarrstelle, für die Schule? Offensichtlich dachte André nun doch an bestimmte Menschen, die die Blätter, die er gerade füllte, einmal in die Hand bekommen könnten. Ein paar Dinge zu seiner Person und seiner Rolle jenseits aller Gerüchte und Vermutungen sollten später einmal nachzulesen sein: »Ich bin ein Diener, der von Kind an Befehlen gehorcht hat, die er empfing. Alles Exaltierte ist mir fremd. Ich habe niemals Visionen gehabt. Alles in meinem Leben und in meinem Kopf ist an seinem Platz. Ich bin kein außergewöhnlicher Mensch: Ich habe eine Frau, vier Kinder und materielle Sorgen. Ich leide an Fehlern und charakterlichen Schwächen wie alle anderen auch. Ich glaube nicht, besser zu sein als andere. Wie alle Menschen trage auch ich meinen Teil Verantwortung an der Entstehung von Kriegen. Ich entschuldige nicht Hitler, er verkörpert genau

das Böse, das ich verabscheue. Ich klage nicht Daladier oder Chamberlain an, denn ich weiß nicht, was ich an ihrer Stelle gemacht hätte. [Daladier und Chamberlain hatten im September 1938 in München mit Hitler und Mussolini verhandelt. Mit einer sogenannten Appeasement-Politik hofften sie, einen Krieg zu verhindern.] Ich habe keinen Soldaten davon abgehalten, seinen Posten zu beziehen: Meine Verantwortung als Pfarrer hätte es mir nicht erlaubt, und ich habe zu viel Respekt vor dem Gewissen des Einzelnen. Ich verzichte schon seit langem darauf, irgendwelche öffentlichen Friedensaktionen zu veranstalten, denn in solch wichtigen Dingen zählt nur das Vorbild. Seit fünfzehn Jahren gehöre ich zum Internationalen Friedensbund, jedoch zu keiner Partei. Ich bin nach allen Seiten hin frei – nur nicht Gott gegenüber.

Ich will nicht zurückbleiben, in Sicherheit. Ich bitte nur darum, in der Gefahr denen dienen zu können, die die bedauerndsten Opfer des Krieges sind: den Frauen und Kindern der bombardierten Städte. Dieser Dienst soll jedoch einen ausschließlich zivilen Charakter haben. Ich wäre glücklich, wenn ich zur gleichen Zeit wie andere mein Leben geben könnte, ohne meinem Meister Jesus Christus untreu zu werden.

Gott helfe mir!«

André faltete die Blätter zusammen, steckte sie in einen Umschlag und gab sie Madame Marion, einer Freundin von Magda. Im Krieg war alles möglich, auch eine Durchsuchung des Pfarrhauses.

Zwei Tage später schrieb André einen Brief an Marc Boegner. Boegner war seit 1938 neuer Präsident des Zusammenschlusses der Reformierten Kirchen in Frankreich. »Ich möchte Ihnen mitteilen, dass, was auch immer meine militärische Verwendung sein wird, ich die Gewissheit gewonnen habe, dass Gott mich an einen anderen Ort ruft. Ich bin mir sicher, dass ich die Gefahr nicht fliehen soll, sondern ich wünsche, ganz im Gegenteil, als Zivilist den Frauen, Kindern und Alten einer

Stadt oder eines bombardierten Dorfes dienen zu können, als Sanitäter oder Pfleger in der passiven Verteidigung.«

Das Presbyterium seiner Gemeinde war über Andrés Pläne informiert. »Was auch immer Sie tun, wir betrachten Sie weiter als unseren Pfarrer«, hatten die Verantwortlichen ihm versichert. Und das schrieb André auch dem Präsidenten.

Erst einen Monat später erhielt André eine Antwort auf seinen Brief: »Mein lieber Kollege, Ihr Brief hat mich sehr bewegt. Sie verstehen sicher, dass ich mich nicht auf eine Diskussion darüber einlassen möchte, was ich, genau wie die meisten Ihrer Kollegen, als einen großen Irrtum bezüglich der Interpretation der Heiligen Schrift sowie der christlichen Lehre ansehe. Ich möchte Ihnen nur versichern, dass ich mein Möglichstes tue, damit Sie und alle, die Ihre Überzeugung teilen, in die Lage versetzt werden, zu zeigen, dass Sie keine Angst haben.

Es ist gut, dass Sie Ihren Rücktritt vom Pfarramt angeboten haben.«

Was für ein seltsamer Brief. Was sollte das heißen?

Die Chambonnais wollten, dass er ihr Pfarrer bliebe. Das Militär forderte ihn fürs Erste nicht an. Und Boegner hatte nicht ausdrücklich gesagt, dass er *nicht* mehr Pfarrer sein könne. Also blieb André im Winter 1939/1940 erst einmal in Le Chambon. Doch dann änderte sich die Lage. Im Frühjahr 1940 erreichte der Krieg, der bisher nur Osteuropa betroffen hatte, den Westen: Belgien, die Niederlande und Frankreich. Das Land machte mobil. André und Edouard meldeten sich als Freiwillige beim Amerikanischen Roten Kreuz, unterstützt von Marc Boegner und mit einem Empfehlungsschreiben von John D. Rockefeller. Sie reisten nach Lyon, um sich persönlich vorzustellen – und wurden abgelehnt. Zwei Männer mit insgesamt zwölf Kindern, das war doch viel zu teuer. Die beiden hatten zwar angeboten, ehrenamtlich zu arbeiten, aber wer wollte denn sehenden Auges zwei Familien in eine Notlage bringen, in die sie gar nicht geraten würden, wenn die Väter einfach zu Hause blieben und ihre gewohnte Arbeit täten?

Mit hängenden Köpfen kehrten André und Edouard ins Dorf zurück. Ihr Heldenmut war nicht gefragt. Ihr Opfermut auch nicht.

Oder etwa doch?

Schon im März 1939, ein halbes Jahr vor Beginn des Krieges, hatte André einen geradezu prophetischen Artikel geschrieben. Für das »Echo de la Montagne« (»Bergecho«), die regionale Kirchenzeitung der reformierten Gemeinden, musste er turnusgemäß einen Beitrag abliefern. Obwohl noch nicht abzusehen war, wie sich die prekäre Lage in Europa weiter entwickeln würde, hatte er seine Leser schon zur Solidarität mit den Opfern der nationalsozialistischen Ideologie des Nachbarlandes aufgerufen:

»Darum sollt ihr auch die Fremdlinge lieben; denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Ägyptenland.

Diese Mahnung an die Israeliten (5. Mose 10,19) überrascht durch ihre Aktualität und trifft gerade uns, die reformierten Christen, die wir, wenn auch nicht alle von unserer leiblichen Herkunft, so doch von unserer geistlichen Herkunft von den Hugenotten abstammen, die im 17. und 18. Jahrhundert als Verfolgte fliehen mussten.

Erneut werden nun Menschen auf schreckliche Weise verfolgt: Hunderttausende – Christen, Juden, Demokraten – versuchen, der Unterdrückung und Gewalt zu entkommen. Doch nur einem kleinen Teil der Verfolgten ist eine Flucht überhaupt möglich, denn viele von ihnen besitzen nichts mehr, und die freien Länder öffnen ihre Türen kaum einen Spalt breit. Wir verweigern den meisten, die hier bei uns als Flüchtlinge Aufnahme finden, das Recht auf Arbeit, wir verdammen sie zum Nichtstun und oft auch zur Obdachlosigkeit. Manche von ihnen befinden sich zurzeit wegen eines offensichtlich abstoßenden Verbrechens im Gefängnis: Sie wollten nicht länger betteln und Hunger leiden und haben deshalb gearbeitet.

Andere, Verzweifelte, lassen sich tatsächlich durch Kriminalität oder den Wahnsinn des Suizids verführen.

Mitten in der Brutalität und Gleichgültigkeit unserer Umgebung sind wir als Christen jetzt gefragt, wir, die wir die Stimme des Meisters und Retters hören: ›Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich bin ein Fremder gewesen, und ihr habt mich aufgenommen.«

Ihre Aufgabe war vor Ort. Und eigentlich sehr klar umrissen.

17

Die Waffen des Geistes

LE CHAMBON 1940

Wie bringt ein eher skrupulös erzogener protestantischer Pfarrer seinen Gemeindegliedern das Lügen bei? Oder wenigstens das Verschweigen der Wahrheit? Leuten, die treue Kirchgänger sind, eifrige Bibelleser und dazu Menschen, denen es wichtig ist, ihren Kindern mit gutem Beispiel voranzugehen? Ein Satz wie »Außergewöhnliche Umstände erfordern außergewöhnliche Maßnahmen« reicht da nicht. Und was heißt »beibringen«: Lässt ein echter Protestant sich überhaupt etwas von seinem Pfarrer nahelegen oder gar vorschreiben?

»Jeder steht und fällt seinem Herrn.« Was Paulus den Christen in Rom schrieb, hatten die Chambonnais vom Kindergottesdienst – der »Sonntagschule« – an verinnerlicht: Jeder steht allein vor Gott. Der wird ihn richten. Was der Einzelne tut und lässt, muss er mit seinem Gewissen ausmachen. Sich auf den Pfarrer zu berufen, die Kirche im Allgemeinen oder gar einen Papst, ist völlig ausgeschlossen. Aber wo findet die Gewissensbildung statt? – Im protestantischen Frankreich zu Beginn des 20. Jahrhunderts hieß die Antwort: beim Bibellesen. Und in vielen Häusern auf dem Plateau bedeutete das konkret: beim täglichen, manchmal zweimal täglichen,